

Ordnung und Gestalt

Geschichte und Theorie des Städtebaus in Deutschland



Bis zum hundertjährigen Bestehen der DASL ist noch etwas Zeit: Gründungsdatum 30. Mai 1922. Bereits jetzt liegt aber der erste Band einer auf zwei Bände berechneten Geschichte des Vereins vor: die erste Hälfte. In dem er um drei Jahre über die Hälfte hinaus schießt, deutet er schon die inhaltliche Parabel an: 1975, das europäische Denkmalschutzjahr, ist der Zeitpunkt, der sich inzwischen als Datum für den öffentlichen Abschied von den großen Versprechungen der Planungsmoderne eingebürgert hat. An die DASL hat man dabei bisher allerdings nie gedacht. Sie kommt ja auch im Buchtitel gar nicht vor – vielleicht ein leiser Hinweis auf die Fraglichkeit ihres Unternehmens, hatten die Autoren doch das Kunststück zu vollbringen, trotz weitgehender Überschneidungen nicht eine Geschichte des westdeutschen Städtebaus, sondern eine der DASL zu schreiben.

Ist diese aber, über den formalen Zusammenhang ihrer beitragszahlenden Mitglieder und ihr organisatorisches Gerüst hinaus, überhaupt ein fassbarer Untersuchungsgegenstand? Daran hatten Gutschow und Düwel offenbar ihre Zweifel, und wenn am Ende ein Gesamteindruck entsteht, dann der eines Vereins, der, weitgehend ehrenamtlich tätig, durch seine eigenen Ansprüche permanent überfordert war. Und nicht einmal in der Lage, seine Tätigkeit fortlaufend zu dokumentieren: So beklagen Düwel und Gutschow im Vorwort ausführlich eine desolante Materiallage (z.B. dass die Geschäftsstelle nicht einmal eine vollständige Sammlung aller Veröffentlichungen besitzt).

Wenn das vorliegende Werk trotzdem eine Fülle von teils bisher unbekanntem Material beibringt, ist das allein der bewährten fachlichen Vertrautheit der Autoren mit dem Gesamtfeld deutscher Architektur in NS- und Nachkriegszeit geschuldet. Wo im Archiv der DASL nichts zu holen war, haben sie in Bibliotheken, Zeitschriften, Vorträgen, Aufsätzen und Büchern der Protagonisten oder im Archiv von Niels Gutschow ihr Material gesucht und gefunden. Die direkten Zitate

sind so zahlreich und so schlagend, dass man sich, angefangen bei der Grundsatzserklärung von 1923, Mal um Mal bloß zu ihnen zu verhalten möchte: was aber nicht Aufgabe des Rezensenten sein kann, so wenig wie ein Referat der Richtungsänderungen oder Arbeitsweisen der Akademie von den elitären Anfängen über die Einbindung in die NS-Planungen zur Germanisierung Osteuropas bis zum Aufkeimen von Selbstkritik in den sechziger Jahren: Wer das wissen will, muss sich dem Faktenreichtum des Buches stellen, Gegenstand einer Rezension kann ja nur sein zu beurteilen, wie die Autoren mit dem sperrigen Gegenstand fertig geworden sind.

Dass sie damit souverän fertig geworden sind, ist die Nachricht, die hier zu überbringen ist. Es ist keine Festschrift für die Akademie geworden, sondern ein Seitenstück zu den historischen Untersuchungen, denen sich nach und nach nicht nur die Bundesministerien, sondern auch immer mehr kulturelle und sonstige Interessenorganisationen unterziehen, das Verhältnis zur NS-Diktatur betreffend. Wie innig dies im Falle etlicher Mitglieder sein konnte, zeigt sich etwa, wenn die Autoren einem Roland Rainer attestieren, an die Prägekräft der Rasse wirklich geglaubt statt sich nur angepasst zu haben. Kommentarlos präsentieren sie dagegen die peinlichste Etappe der Vereinsgeschichte: dass bei der Neugründung 1945 zwei Juden an vorderster Stelle gehoben werden, Stephan Prager und Philipp Rappaport.

Es ist auch ein Glücksfall, dass die Autoren unterschiedlichen Generationen angehören, so dass dem Werk dank Niels Gutschow noch eine Vertrautheit mit dem unverkennbaren Habitus der mittleren Generation des Zeitausschnittes 1922–75 zugute kommt. Der biografische Ansatz, der vor gut drei Jahrzehnten die Auseinandersetzung mit den Vätern trug (Niels Gutschow und Werner Durth: Träume in Trümmern, 1988), ist jetzt gegenüber der Geschichte der Akademie natürlich unangemessen. Das, was diese 590 Seiten an Lebendigkeit und Erkenntnisgewinn erbringen, verdankt sich aber weitgehend, neben den zitierten Textstrecken, den eingefügten biografischen Skizzen, insbesondere zu Vorsitzenden, die man nicht im Blick hatte, wie Reinhold Niemeyer (ab 1934) und Stephan Prager. Ein ganzes Kapitel rotiert um das Phänomen Hillebrecht. Und Fotos machen etwas klar, was für das Verständnis der Sache nicht ganz unbedeutend ist: dass die DASL, mithin Architektur und Stadtplanung in Deutschland im Untersuchungszeitraum – Irene Wiese-von Ofen trat erst 1978 ein – selbstverständlich eine reine Männergesellschaft war.

Die Gesamtanlage des Buches macht es dem Leser allerdings keineswegs leicht. Das beginnt mit der Verdoppelung des Buches über ein aus-

uferndes Vorwort. Im weiteren folgen zahlreiche Redundanzen. Vor allem überschneiden sich über die ganze Länge zwei konträre Ordnungsformen, einerseits ein Vorgehen entlang der historischen Zeitleiste (die vier Kapitel Gründung und Weimar, NS-Zeit, Neugründung, Hillebrecht), andererseits nach durchlaufenden Themen (die sechs Schwerpunktkapitel).

Das Gründungskapitel konfrontiert einen mit dem Gesamtableau großer Namen im Augenblick des Umbruchs. Warum die Akademie 1923 in direkter Konkurrenz zur gleichzeitigen „Deutschen Gesellschaft für Städtebau und Landesplanung“ gegründet wird, ist selbst den Autoren unklar geblieben, man erfährt auch nicht, wo sie geblieben ist. In beiden Institutionen dominierten Architekten, aus der Vokabeldifferenz Stadtplanung-Städtebau kann man also nicht schließen. Vermutlich verdanken sich beide Gründungen dem Interesse aller damals führenden Architekten an der Aneignung des zuvor ausdrücklich staatlich verantworteten Tätigkeitsfeldes Stadtplanung: Jedenfalls verfolgen die Autoren in den folgenden, über den Gesamtzeitraum reichenden Kapiteln mit einiger Ratlosigkeit, mit welcher Monotonie ein halbes Jahrhundert lang von jeder Regierung die Vergesellschaftung von Grund und Boden gefordert wurde. Und sie wundern sich, dass, wenn selbst die NS-Diktatur, der man sich doch mehrheitlich vertrauensvoll zugewandt hatte, den Wunsch enttäuschte, daraus nach 1945 keine Schlüsse gezogen wurden, und statt dessen Leute wie Ernst May irrwitzige Attacken gegen Artikel 14 GG ritten.

Das Ergebnis eines Halbjahrhunderts Fachgeschichte ist in diesem zentralen Punkt so mager, dass die Autoren offenbar – so mein Eindruck – am Ende ihrer eigenen Einsicht misstrauten. Anders kann ich es mir nicht erklären, dass sie zum Schluss noch einen Sprung in das Jahr 2018 machen, um darauf hinzuweisen, dass gerade wieder einmal die Bodenfrage aufgeworfen wird. Worüber wundern sie sich? Ist der stereotype Verweis, ohne Vergesellschaftung von Grund und Boden sei nichts zu machen, nicht klar genug – die Lebenslüge einer Zunft, die mehr behauptet, als sie leisten kann? **Dieter Hoffmann-Axthelm**

Ordnung und Gestalt

Geschichte und Theorie des Städtebaus in Deutschland 1922–1975

Von Jörn Düwel und Niels Gutschow

591 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, 48 Euro

DOM publishers, Berlin 2019

ISBN 978-3-86922-490-9

Die Hängenden Gärten von Babylon

Vom Weltwunder zur grünen Architektur



Der Band erschien zu einer Sonderausstellung, die im ersten Halbjahr 2020 das Düsseldorfer Museum für europäische Gartenkunst, Schloss Benrath, gezeigt hatte. Der Verfasser Stefan Schweizer, promovierter Kunsthistoriker, ist dort seit 2012 wissenschaftlicher

Vorstand der tragenden Stiftung, Direktor der dortigen Museen und war Kurator der Schau. Der Schwerpunkt der Publikation liegt auf der Sichtung archäologischer und kunsthistorischer Quellen der bis heute in ihrer baulich realen Existenz nicht verifizierbaren Hängenden Gärten von Babylon sowie ihrer Karriere als unerschöpfliches Inspirationspotential für Bildphantasien, Rekonstruktionsmodelle, Architektur- und Gartentheorie bis in die Gegenwart. In einem Essay erntet Frank Maier-Solgg die mannigfaltigen Früchte dieses geistigen Terrains in Gestalt aktueller Architekturproduktionen einer „Hortitecture“, der verordneten Eintracht von Architektur und domestiziertem Grün.

Die Hängenden Gärten von Babylon zählen neben den ägyptischen Pyramiden oder der Kolossalstatue über der Hafeneinfahrt von Rhodos zu den „Sieben Weltwundern“ der Antike, ein Kanon, der sich im 2. Jahrhundert vor Christi entfaltete. Der griechische Historiker Herodot widmete bereits um 430 v. Chr. den Wunderwerken kurze Baubeschreibungen zu Maßen, Materialien, Bauzeit und Kosten. Er will Babylon besucht haben, weiß um die von Mauern umgebene Stadtgestalt und eine spezielle Bauweise, die in der Folge immer wieder im Zusammenhang der Hängenden Gärten thematisiert wird: Aus lokal anstehendem Lehm gebrannte Ziegel wurden mit heißem Erdharz, also Bitumen, vermauert. Die erhöhte Festigkeit des Mauerwerks ermöglichte stattliche Bauwerksmaße und wohl auch eine gewisse Feuchtigkeitsresistenz etwaiger baulicher Substruktionen unter einem Garten. Denn das Charakteristikum „hängend“ bezog sich weder auf die „trauernde“ Wuchsform ihrer Bepflanzung noch auf die statische Aufhängung einer Baukonstruktion sondern bezeichnet, etwas miss-

verständlich, die auf einem Unterbau ruhende, künstliche Grünanlage.

Zwar erwähnt Herodot die Hängenden Gärten nicht, bringt aber mit Königin Semiramis eine im Lauf der Jahrhunderte widersprüchlich ausdeutbare literarische Figur als Herrscherin und Bauherrin ins Spiel. Das christliche Mittelalter setzte sie Marien gleich, Dantes Göttliche Komödie verweist sie in die Hölle, schreibt ihr die Laster des Unmaßes und der Fleischeslust zu. Petrarca sah sie als mutige, Bocaccio gar weise und tugendhafte Regentin, vor ihrem inzestuösen Fehltritt: Bis in die Gegenwart hinein eine Gestalt auch für Kunst, Oper oder Film.

Als frühe lokale Quelle charakterisierte der Astronom und Priester Berossos um 290 v. Chr. die Hängenden Gärten seiner Heimatstadt: Eine steinerne Anhöhe, den Bergen ähnlich, bepflanzt mit Bäumen. Als Bauherr benannte er, konkurrierend zu Semiramis, Nebukadnezar, dessen Autorschaft Archäologen des 19. Jahrhunderts zu bestätigen versuchten und die auch der Autor präferiert.

Im 17. Jahrhundert kompilierte der jesuitische Universalgelehrte Anasthasius Kirchner verschiedene Quellen zur architektonischen Ur-Rekonstruktion: Ein vierfach terrassierter Baukörper, dessen getreppte Seitenfassaden das Theatrum-Motiv des römischen Kolosseums zitieren. Das Grün auf den Terrassen allerdings fällt nun spärlich aus, keine Spur mehr von einer baumbestandenen Berglandschaft. Dieses karge Modell nahm die zeitgenössische Gartentheorie auf, die Hängenden Gärten wurden zum Archetyp des erhöht gelegenen formalen Gartens, mit gestuften Terrassen, Zierbeeten, Springbrunnen, Bänken und inszeniertem Ausblick in die Umgebung. Er erlebte eine kurze Blüte in der italienischen Renaissancearchitektur – im Kontext etwa der Paläste in Pienza, Gubbio, Urbino oder Pesaro –, den Wissenstransfer aus antiker Literatur hin zu detailliert konstruktiven Angaben besorgte Leon Battista Alberti in seinen Architekturtraktaten. Auch andere Regionen fanden Gefallen: Zarin Katharina, laut Voltaire die „Semiramis des Nordens“, versah im späten 18. Jahrhundert die kleine Eremitage in St. Petersburg mit einem Hängenden Garten. Karl Friedrich Schinkel plante 1838 ein Sommerschloss auf der Krim: eine Melange aus klassischer Architektur

und orientalisches anmutender Bepflanzung rund um einen tempelartigen Dachpavillon, Probleme einer Bauwerksdichtung wohlweislich verschweigend.

Der Typus des seiner natürlichen Grundlagen beraubten, in eine „Troghaltung“ gezwängten Grüns beherrschte auch die Dachgartenphantasien der klassischen Moderne. Le Corbusier bezifferte sein schematisches Dachgrün als urbanen Flächenzugewinn, Roberto Burle Marx schuf kunstvolle Ornamente tropischer Botanik. In Zeiten gesteigerten Bewusstseins für artgerechte Handlungsformen müssten eigentlich Gewaltexzesse urbaner Bauwerksbegrünungen wie der Mailänder Bosco Verticale oder die acht Kilometer Hainbuchenhecken auf dem Düsseldorfer Kö-Bogen II irritieren. Bäume und Pflanzen aber finden keine Lobby ähnlichen dem Tierschutz, auch nicht im vorliegenden Band. „Hängende Gärten“ sind, wie der „Garten Eden“, Utopien – und die wären nicht zu verwechseln mit Handlungsanweisungen allfälliger Architekturpraxis.

Bettina Maria Brosowsky

Die Hängenden Gärten von Babylon

Vom Weltwunder zur grünen Architektur

Von Stefan Schweizer

240 Seiten, 28 Euro

Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2020

ISBN 978-3-8031-3694-7